

TAG NULL



Die Nacht, in
der Geld verschwand

JAMIE ROOK JR.

TAG NULL



Die Nacht, in
der Geld verschwand

JAMIE ROOK JR.

TAG NULL

Die Nacht, in der Geld verschwand

Impressum

© 2026 Jamie Rook JR.

Jamie Rook JR. (bürgerlich Torsten Krieg)

Wald Straße 17, 66333 Völklingen

Jamie.rook.JR@web.de

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Namen, Charaktere, Orte und Ereignisse sind Produkte der Vorstellung des Autors oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit realen Personen oder Ereignissen sind rein zufällig. Keine juristische Beratung.

TAG NULL

Die Nacht, in der Geld verschwand

Ein Roman von Jamie Rook JR.

Jamie.Rook.Jr@web.de

Über den Autor

Jamie Rook Jr. schreibt Geschichten über Menschen, die sich in einer realen Welt des Wandels neu erfinden müssen.

Seine Bücher verbinden Spannung, gesellschaftliche Themen und emotionale Tiefe – immer mit dem Blick auf das, was uns als Mensch ausmacht:

Mut, Zusammenhalt und Hoffnung.

**„Geld hat die Welt nicht erschaffen.
Es hat nur entschieden, wem sie gehört - und
wer darin zählt.“**

— Jamie Rook JR.

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog - Vertrauen

Kapitel 1 - Die letzte funktionierende Kasse

Kapitel 2 - Verbindung

Kapitel 3 - Monika

Kapitel 4 - Ein Geräusch, das nicht kommt

Kapitel 5 - Der Aushang hing schief

Kapitel 6 - Ansprache ohne Inhalt

Kapitel 7 - Der erste, der nein sagt

Kapitel 8 - Arbeiten ohne Lohn

Kapitel 9 - Was noch verteilt wird

Kapitel 10 - Die Schlange

Kapitel 11 - Keine Zuständigkeit

Kapitel 12 - Ein Befehl, der niemandem gehört

Kapitel 13 - Der Preis von Brot

Kapitel 14 - Kinder merken es zuerst

Kapitel 15 - Wer Zugang hat

Kapitel 16 - Das Gerücht

Kapitel 17 - Der erste Abbruch

Kapitel 18 - Kooperation

Kapitel 19 - Die Abstimmung, die keine ist

Kapitel 20 - Nachtspeicher

Kapitel 21 - Bedingungen

Kapitel 22 - drei Tage

Kapitel 23 - die Restlichen

Kapitel 24 - die Liste der nützlichen

Kapitel 25 - Die Ausnahme

Kapitel 26 - Der Anspruch

Kapitel 27 - Der Vertrauensbruch

Kapitel 28 - Effizienz

Kapitel 29 - Zonen
Kapitel 30 - Bewegung
Kapitel 31 - Die Warnung
Kapitel 32 - Der Preis
Kapitel 33 - Der Griff
Kapitel 34 - Die Regel
Kapitel 35 - Der Ausschluss
Kapitel 36 - Die Grenze
Kapitel 37 - Der erste Stoß
Kapitel 38 - Die Nacht
Kapitel 39 - Die Feststellung
Kapitel 40 - Der Entzug
Kapitel 41 - Die Spaltung
Kapitel 42 - Das Angebot
Kapitel 43 - Die Antwort
Kapitel 44 - Die Entscheidung
Kapitel 45 - Null
Epilog - Monate später

PROLOG

Vertrauen

Monika hatte lange geglaubt, Geld sei etwas, das man besitzt.

Scheine im Portemonnaie. Zahlen auf dem Display. Eine Dauerleuchte, die im Hintergrund brennt, egal ob man hinsieht oder nicht. Man konnte sich darüber ärgern, man konnte ihm nachjagen, man konnte es ignorieren – aber es war da. Immer da, wie Strom in der Wand, wie Wasser in der Leitung. Wenn es fehlte, fehlte es persönlich. Wenn es da war, war es trotzdem nicht freundlich. Es war einfach: eine Art stiller Vertrag, den alle unterschrieben hatten, ohne zu wissen, wo.

Berlin war eine Stadt, die von Verträgen lebte, die niemand las.

Morgens in der S-Bahn: Menschen mit Kaffeebechern, die mehr kosteten als eine Mahlzeit früher einmal. Nachmittags in den Krankenhäusern: Geräte, die brummten, weil irgendwo jemand eine Rechnung bezahlte, die niemand je sah. Abends in den Spätis: eine Hand, die eine Karte an ein Terminal hielt, ein Piepen, ein Nicken – und das Leben ging weiter, als wäre das Nicken der Welt das Natürlichste überhaupt.

Monika war achtunddreißig, und sie hatte sich angewöhnt, nicht zu sehr über die Dinge nachzudenken, die größer waren als sie. Nicht, weil sie dumm war. Eher, weil das Nachdenken einen Preis hatte, den man nicht in Euro beziffern konnte: Schlaf. Ruhe. Die Fähigkeit, eine

Einkaufsliste zu schreiben, ohne sich dabei zu fragen, warum sie überhaupt noch einkaufte.

Sie arbeitete in einer kleinen Hausverwaltung nahe der Spree, eine dieser Firmen, die zwischen Mietrecht, Wartungsprotokollen und den gereizten Stimmen von Menschen existierten, die sich gegenseitig nicht mochten, aber eine gemeinsame Treppe benutzten. Ihr Alltag bestand aus Zahlenkolonnen, Mahnungen, Terminbestätigungen. Aus Formularen, die wie Schutzschilde wirkten, solange die Welt so tat, als ließe sie sich in Felder eintragen.

Es war nichts Heroisches daran. Es war auch nicht unerquicklich. Es war einfach ein Leben, das sich eingerichtet hatte zwischen Pflichten und kleinen Gewohnheiten: morgens dieselbe Bäckerei, dieselbe Sorte Brot, derselbe Blick auf die Uhr, wenn sie die Tür hinter sich zuzog. Wenn sie ehrlich war, beruhigte sie das. Ordnung in einem Land, das Ordnung wie eine zweite Haut trug.

Und trotzdem gab es Momente, in denen sie spürte, dass diese Ordnung nicht aus Stahl bestand.

Es war ein Gefühl, das nicht laut war. Eher wie ein winziger Grat am Glasrand: Man merkt ihn erst, wenn man sich schneidet. Einmal hatte ein Nachbar im Treppenhaus gesagt, halb im Scherz: „Wenn die Bank mal dichtmacht, sind wir alle Märchenfiguren.“ Monika hatte gelacht, aus Höflichkeit. Später, allein, hatte sie den Satz wiederholt und gemerkt, wie leer er klang. Nicht falsch. Nur leer.

Sie hatte sich angewöhnt, bei Nachrichten die Lautstärke zu reduzieren. Es war immer irgendetwas: Kriege, Wahlen, Kurse, Katastrophen. Sie wusste, dass es wichtig war. Sie wusste auch, dass es sie nicht retten würde, wenn sie jeden Abend mit bebendem Herzen einschlief. Es gab Entscheidungen, die in fernen Räumen getroffen wurden, von Menschen mit ernsten Mienen und glänzenden Uhren,

und Monika war nicht naiv genug zu glauben, dass sie dazugehören würde.

Aber sie war auch nicht zynisch.

Sie war nur müde.

An dem Abend, bevor es passierte, stand sie am Fenster ihrer Wohnung in Moabit und sah auf die Straße hinunter. Unten flackerte ein Reklameschild über einem Imbiss. Zwei Männer stritten über etwas, das nach Alltag klang. Ein Fahrradfahrer fuhr zu schnell, als hätte er einen Termin mit dem Leben. Alles war in Bewegung und gleichzeitig still, wie eine gut geölte Maschine, die im Schlaf arbeitet.

Monika trank Leitungswasser aus einem Glas, das einen Sprung hatte. Sie hatte es nie weggeworfen, weil der Sprung nicht größer geworden war, und weil sie sich sagte, das sei vielleicht ein Zeichen für Vernunft: nicht alles ersetzen, nur weil es nicht mehr perfekt ist.

Sie spürte den Sprung am Glasrand mit der Lippe, ein winziges Ziehen. Dann stellte sie es ab und wischte sich über den Mund, als hätte sie etwas Unangenehmes geschmeckt.

Ihr Handy lag auf dem Tisch. Keine wichtigen Nachrichten. Kein Alarm. Kein rotes Banner. Nur die üblichen Meldungen: irgendein Skandal, irgendeine Prognose, irgendein Streit.

Die Welt war in Ordnung, in dem müden, angespannten Sinn, in dem die Welt eben „in Ordnung“ war.

Monika ging ins Bad, putzte sich die Zähne, sah sich im Spiegel an und dachte kurz: *So sieht also jemand aus, der glaubt, dass morgen wieder alles funktioniert.*

Sie legte sich ins Bett, hörte durch das gekippte Fenster die entfernte Stadt und das Summen des Kühlschranks in der Küche. Ein gleichmäßiges, treues Geräusch.

Sie schlief ein.

Irgendwo, weit entfernt und gleichzeitig mitten in allem,
begann etwas zu laufen, das niemand hörte.

Am nächsten Morgen würde man sagen, es sei „über Nacht“
passiert.

Als wäre es ein Trick.

Als wäre es leicht.

Als wäre das, was gleich verschwinden würde, jemals nur
Geld gewesen.

KAPITEL 1

Die letzte funktionierende Kasse

Tag 0 - Vormittag - Berlin

Monika bemerkte es nicht an den Nachrichten.

Nicht an einem Alarmton, nicht an einem roten Balken, nicht an einer Push Meldung, die groß genug gewesen wäre, um aus der Gewohnheit zu reißen. Es begann so, wie Dinge beginnen, die später „Ereignis“ heißen: klein, lokal, unzuverlässig. Ein Fehler, den man dem Gerät zuschiebt. Ein Moment, den man mit nur einem Augenzwinkern vergisst.

Sie stand kurz nach sieben in der Schlange eines Supermarkts am Turmstraße-Eck, den sie mochte, weil er keine Fragen stellte. Gute Beleuchtung, zu schmale Gänge, die Regalreihen wie vertraute Korridore durch das Alltagslabyrinth. Es roch nach Brot aus der Backstation, nach Reinigungsmittel und diesem sanften Kunststoffgeruch frischer Verpackungen, der so tat, als wäre alles hygienisch und unter Kontrolle.

Monika hatte zu viel im Korb für einen Dienstag.

Nicht absurd viel. Keine Vorräte für den Untergang. Aber mehr als ihre übliche Routine: Nudeln, Konservendosen, H-Milch, ein Glas Honig, das sie seit Wochen nicht gekauft hatte, weil Honig Luxus war, wenn man sich morgens schon daran gewöhnte, dass alles teurer wurde. Dazu Verbandszeug - sie hatte gestern ein Glas mit Sprung am Rand wegwerfen wollen, und sich dabei an einem Splitter geschnitten. Jetzt trug sie ein Pflaster am Zeigefinger, das

sich anfühlte wie ein lächerliches Abzeichen: *Heute ist etwas schiefgegangen, aber du hast weitergemacht.*

Vor ihr legte ein Mann zwei Pizzakartons, Bier und ein Netz Zitronen aufs Band. Hinter ihr hielt eine Frau ein Kind an der Hand, das müde mit einer Banane spielte und dabei die Fingerabdrücke der Welt auf der Schale verteilte. Nichts daran war auffällig. Nichts daran war dramatisch.

Die Kassierererin hatte ein Gesicht, das Monika schon kannte: immer ein bisschen abwesend, immer ein bisschen zu freundlich. Eine Stimme, die Routine trug wie eine Uniform.

„Guten Morgen.“

Piep. Piep. Piep. Die Waren zogen über den Scanner, die Zahlen wuchsen, ein Rhythmus, der beruhigte. Wenn Menschen Angst hatten, liebten sie Rhythmen.

Der Mann vor Monika hielt seine Karte an das Terminal. Ein kurzer Ton. Dann Stille. Nicht die echte, große Stille – nur dieses halbe Aussetzen, in dem jeder instinktiv prüft, ob er etwas falsch gemacht hat.

„Nochmal bitte“, sagte die Kassierererin, ohne ihren Ton zu ändern.

Der Mann hielt die Karte erneut dran. Seine Hand zitterte nicht, aber sie war eine Spur zu fest, als wollte er dem Gerät seinen Willen aufzwingen.

Das Terminal blinkte. Ein Ladezeichen. Und dann eine Meldung, so banal wie ein schlechtes Omen:

Verbindung fehlgeschlagen. Bitte erneut versuchen.

Der Mann lachte kurz. Eine reflexhafte Reaktion. „Ach komm.“

„Das passiert manchmal“, sagte die Kassierererin.

Sie sagte es so, als wäre „manchmal“ ein beruhigendes Wort.

Dritter Versuch. Vierter. Das Terminal blieb bei sich, wie ein störrisches Tier.

„Haben Sie vielleicht...“, begann die Kassiererin und brach ab. Sie meinte: eine andere Karte. Ein anderes Konto. Eine andere Existenz.

Der Mann atmete durch die Nase aus. „Ich habe kein Bargeld.“

Es war der Satz, der die Schlange zum ersten Mal in etwas anderes verwandelte.

Monika spürte, wie die Menschen hinter ihr näher rückten, nicht weil sie drängeln wollten, sondern weil der Raum plötzlich enger wurde, obwohl sich niemand bewegt hatte. Der Atem, das Rascheln von Jacken, das Kratzen eines Einkaufswagens über Fliesen.

„Dann muss ich...?“ Der Mann schaute in den Laden, als läge irgendwo eine Tür, hinter der ein funktionierendes System versteckt war.

Die Kassiererin hob die Schultern, eine Geste, die in Berlin mehr bedeutet als jedes Wort. *Ich kann's nicht ändern. Es ist nicht meine Welt.*

„Wir haben heute auch schon...“, sagte sie und ließ den Satz offen.

Monika sah auf die Kassenschublade, die kurz aufging, als die Kassiererin etwas suchte. Viel Kleingeld, kaum Scheine. Ein kleines Metallkästchen voller Vergangenheit.

Die Frau hinter Monika sagte: „Bei mir ging's gestern auch nicht. In der Apotheke.“

„Netzstörung“, murmelte jemand weiter hinten.

Das Kind mit der Banane begann zu quengeln, erst leise, dann schriller, als würde es spüren, dass Erwachsene etwas falsch machen.

Der Mann nahm seine Ware wieder vom Band. Nicht alles. Erst nur die Zitronen, dann auch die Pizzen. Er griff nach dem Bier, zögerte, stellte es zurück. Seine Augen streiften Monikas Korb, als prüfte er unbewusst, wie man eigentlich entscheidet, was man braucht.

„Dann... lassen Sie es“, sagte er, und seine Stimme war jetzt dünn vor Wut. Er nahm nur die Zitronen, presste sie gegen seine Brust, als wären sie ein Beweis dafür, dass er nicht komplett verloren hatte.

„Die Zitronen—“

„Die bezahl ich bar.“ Er zog aus einer Hosentasche zwei Münzen, als hätte er sie dort versteckt für den Fall, dass die Welt sich weigert. Er warf sie fast auf die Kasse.

Die Kassierererin nahm sie an, legte sie in die Schublade, schob sie zu. Ein Klick, der viel zu laut klang.

Als der Mann ging, war das kein Abgang. Es war ein Zeichen. Ein erster Körper, der sich aus dem Vertrag herauslöste.

Monika trat vor, bevor sie nachdenken konnte.

Sie zog die Karte aus dem Portemonnaie, als wäre das eine Geste von Normalität. Dabei wusste sie, dass sie kaum noch Bargeld trug. Niemand trug noch Bargeld. Bargeld war etwas für Trinkgeld, für Flohmarkt, für ältere Menschen, die sich nicht zwingen lassen wollten, alles digital zu glauben.

„Vierunddreißig siebzig“, sagte die Kassierererin.

Monika hielt die Karte ans Terminal.

Ein kurzer Ton. Dann dieses Warten. Dieses winzige, unangenehme Vakuum, das entsteht, wenn ein System zögert.

Sie spürte, wie es in ihrem Bauch kalt wurde – nicht Angst, eher eine Vorahnung, die man sofort wieder wegschiebt,

weil sie peinlich ist. So, wie man eine schlechte Idee wegschiebt.

Das Terminal blinkte.

Und dann:

Verbindung fehlgeschlagen. Bitte erneut versuchen.

Monika hielt die Karte ein zweites Mal hin. Drittes Mal. Langsamer, schneller, fester, als würde die Geschwindigkeit einen Unterschied machen.

Die Kassiererin sah sie an. Zum ersten Mal wirklich. Nicht wie Kundin. Wie jemand, der gleich zu einer Frage wird.

„Ich habe...“, sagte Monika. Sie wollte sagen: *Geld*. Sie wollte sagen: *Es muss doch gehen*. Sie wollte sagen: *Ich habe doch alles richtig gemacht*.

Stattdessen sagte sie: „Ich habe kein Bargeld dabei.“

Es war kein Geständnis. Das war eine Tatsache.

Und plötzlich war sie nicht mehr Monika aus Moabit, Hausverwaltung, Dienstagmorgen, Pflaster am Finger. Plötzlich war sie eine Person in einer Schlange, die von einem Gerät abhängig war, das nicht antwortete.

Hinter ihr flüsterte jemand: „Das ist überall.“

„Meine App zeigt null“, sagte ein Mann mit einem Kaffeebecher, den er inzwischen leer getrunken hatte, als würde Koffein den Moment aufhalten.

„Quatsch“, fauchte eine Stimme. „Das ist doch nicht möglich.“

Das Wort *möglich* war ein altes Wort. Es gehörte zu einer Welt, in der Dinge Grenzen hatten.

Die Kassiererin zog die Lippen zusammen und griff nach einem Telefon unter der Kasse. „Ich ruf kurz an.“

„Wen?“, fragte Monika, und sie meinte nicht die Filiale. Sie meinte nicht den Techniker. Sie meinte: *Wen ruft man an*,

wenn Vertrauen ausfällt?

Die Kassierererin tat so, als hätte sie es nicht gehört. Sie wählte, wartete, legte auf. Noch einmal. Wieder. Dann schob sie das Telefon zurück, als sei es plötzlich nutzloser Kunststoff.

„Es geht nicht“, sagte sie.

„Was heißt, es geht nicht?“, fragte Monika, und diesmal war ihre Stimme zu laut. Es war ihr unangenehm, aber sie konnte sie nicht mehr zurücknehmen. Sie spürte Blicke. Die Scham eines Menschen, der nicht ausrasten will und trotzdem spürt, wie der Körper schon anfängt, sich zu wehren.

„Das heißt...“, begann die Kassierererin und hielt inne.

Hinter Monika begann das Murmeln zu wachsen. Kein Tumult. Noch nicht. Aber ein Geräusch wie ein sich füllender Raum.

Die Frau mit dem Kind sagte: „Ich brauch das.“

Und zum ersten Mal merkte Monika, dass „ich brauch das“ kein Satz für Lebensmittel war. Es war ein Satz für die Welt.

Monika griff in ihre Jackentasche, als würde sie dort plötzlich die Lösung finden. Zwei Euro, dreißig Cent, ein alter Kassenzettel, ein Schlüssel. Das Pflaster spannte an ihrem Finger, als würde es sie warnen.

„Ich kann Ihnen das nicht geben“, sagte die Kassierererin, und in ihrer Stimme lag jetzt etwas Neues: nicht Härte, sondern Angst davor, dass Härte gleich notwendig wird.

Monika sah auf ihre Waren. Nudeln. Milch. Honig. Dinge, die vor fünf Minuten noch einfach Dinge gewesen waren.

Sie nahm den Honig aus dem Korb, drehte das Glas in der Hand. Golden, ruhig, schwer. Ein Luxus, der plötzlich lächerlich wirkte.

„Dann lassen Sie's“, sagte sie, und ihre eigene Stimme klang fremd.

Sie nahm nur die H-Milch und die Verbandsachen. Legte den Rest zur Seite, als würde sie aus einem Leben aussortieren. Die KassiererIn blickte kurz auf, nickte stumm, als würde sie verstehen, dass hier etwas entschieden wurde, das größer war als ein Einkauf.

„Die Milch—“, setzte die KassiererIn an.

Monika zog ihre Münzen heraus, zählte. Es reichte knapp. Sie legte sie hin, Stück für Stück, das Metall auf dem Kunststoff. Das Geräusch war unangenehm konkret. So klang Not.

Als sie den Laden verließ, hatte sie nicht das Gefühl, etwas gekauft zu haben. Sie hatte das Gefühl, sich durch eine Lücke geschoben zu haben, die gleich wieder zugehen würde.

Draußen war Berlin wie immer.

Autos fahren. Menschen telefonierten. Ein Hund zog an der Leine. Ein Lieferwagen parkte in zweiter Reihe, als gäbe es Regeln, die man ignorieren konnte.

Monika blieb auf dem Bürgersteig stehen und sah auf die Milch in ihrer Hand, als wäre sie ein Beweis. Als wäre sie ein letzter Gegenstand aus einer Welt, die gerade beschlossen hatte, nicht mehr mitzumachen.

Ihr Handy vibrierte.

Eine Nachricht in der Hausverwaltungsgruppe: *Bei der Bank geht nix. Ist das nur bei uns?*

Monika starrte auf den Bildschirm. Dann schrieb sie nicht zurück.

Sie hörte, wie im Laden hinter ihr Stimmen lauter wurden. Ein Kind weinte. Jemand lachte kurz, zu hoch, zu falsch.

Monika ging los.

Nicht schnell. Nicht fluchtartig. Einfach in dem Tempo, in dem man geht, wenn man hofft, dass die Dinge sich wieder einrenken, solange man nicht hinsieht.

Am Ende der Straße stand ein Geldautomat. Einer dieser grauen Kästen, die immer da waren, wie stumme Versprechen.

Monika stellte sich davor. Steckte ihre Karte hinein.

Der Automat ratterte, als würde er nachdenken.

Dann erschien auf dem Display:

Derzeit nicht verfügbar.

Kein „bitte versuchen Sie es später“. Kein Hinweis. Kein Trost.

Nur ein Satz, der wie eine zugezogene Tür wirkte.

Monika zog die Karte heraus.

Und in diesem Moment, ganz ohne Sirene und ohne Knall, verstand sie etwas, das sie vorher nur als abstrakte Möglichkeit gekannt hatte:

Wenn Geld verschwindet, verschwindet nicht das Papier.

Es verschwindet das Ja, das die Welt jeden Tag sagt.

Sie stand noch einen Moment vor dem Automaten, bis ein Mann hinter ihr ungeduldig räusperte, und trat dann zur Seite, als wäre sie plötzlich zu schwer für den Gehweg.

Berlin lief weiter.

Nur das Vertrauen hatte aufgehört, selbstverständlich zu sein.

KAPITEL 2

Verbindung

Tag 0 – später Vormittag

Monika ging zu Fuß.

Nicht aus Überzeugung, nicht aus Trotz. Es war einfach das Naheliegendste. Die U-Bahn war voll, die Anzeigen zeigten Verspätungen ohne Begründung, und irgendwo in ihrem Kopf hatte sich der Gedanke festgesetzt, dass Bewegung besser war als Stillstand. Solange sie ging, musste sie nichts entscheiden.

Die Stadt hatte den Fehler noch nicht begriffen.

Berlin funktionierte weiter, als sei das Ausfallen des Geldes eine lokale Störung, ein technischer Husten, den man ignorierte, solange er nicht die eigene Wohnung erreichte. Cafés waren geöffnet, Menschen saßen an Tischen, tranken Kaffee, als hätten sie sich gemeinsam darauf geeinigt, den Moment zu überspringen. Ein Kellner stand an einem Tresen und diskutierte mit einem Gast, leise, aber hartnäckig. Monika verstand die Worte nicht, nur den Ton: *Das geht nicht. Doch, das muss gehen.*

An einer Ampel blieb sie stehen. Rot. Grün. Die Menschen gingen los, ohne nachzudenken. Sie folgte ihnen, merkte aber, dass sie die Umgebung anders wahrnahm. Schärfer. Als hätte jemand den Kontrast erhöht.

In einem Schaufenster lief ein Fernseher. Kein Ton. Nachrichtensender. Ein Laufband am unteren Rand, Text in hastigen Worten. Monika blieb stehen, las einen Satz, dann

noch einen. *Zahlungsverkehr gestört. Internationale Netzprobleme. Behörden prüfen Lage.*

Sie wartete auf das Wort, das alles erklären würde. Cyberangriff. Sabotage. Ausfall. Irgendetwas, das man kennen konnte.

Es kam nicht.

Stattdessen wechselte die Einblendung. Ein Bild von einem Mann in Anzug, der angespannt in eine Kamera sprach. Untertitel liefen mit, leicht verzögert.

... arbeiten mit Hochdruck ... keine Hinweise auf einen strukturellen Zusammenbruch ... bitten um Ruhe ...

Ruhe.

Monika ging weiter. Sie dachte an ihre Arbeit. An die Mieten, die gestern noch eingegangen waren. An die Rechnungen, die sie heute freigeben sollte. An die automatische Abbuchung, die immer am Monatsanfang lief wie ein stilles Ritual. Sie stellte sich vor, wie irgendwo ein Server blinkte, wartete, nichts bekam. Wie ein Tier, das gelernt hatte, zu bestimmten Zeiten gefüttert zu werden.

Ihr Handy vibrierte erneut.

Bank-App zeigt alles auf null. Hab ich Mist gebaut? Meine Karte geht auch nicht. Ist das nur bei uns???

Die Nachrichten kamen schneller, als sie sie lesen konnte. Eine Stimme aus dem Off, die sich aufdrängte, ohne sich zu erklären. Monika steckte das Handy weg. Nicht aus Verdrängung. Eher aus Selbstschutz. Sie hatte das Gefühl, dass jede weitere Nachricht etwas in ihr verschieben würde, dass sie noch brauchte.

Vor einem Kiosk hatte sich eine kleine Gruppe gebildet. Drei Männer, eine Frau, Zigarettenrauch, Stimmen, die sich überlagerten.

„Bei mir ist alles weg“, sagte einer. „Alles. Einfach weg.“

„Unmöglich“, antwortete ein anderer. „Das ist doch irgendwo gespeichert.“

„Wo denn?“, fragte die Frau, und zum ersten Mal klang es nicht nach Spott.

Der Kioskbesitzer stand hinter der Theke und hatte die Arme verschränkt. Auf dem Tresen lagen Süßigkeiten, Zeitungen, Dosenbier. Eine Welt, die auf Verkauf wartete.

„Nur bar“, sagte er immer wieder, und jedes Mal klang es weniger als eine Regel und sondern viel mehr wie eine Bitte.

Monika ging vorbei, ohne stehenzubleiben. Sie wusste nicht warum. Vielleicht, weil sie spürte, dass man an solchen Orten leicht hängenblieb. Dass Fragen ansteckend waren.

Als sie ihre Straße erreichte, sah sie das erste Einsatzfahrzeug. Kein Blaulicht, kein Martinshorn. Nur ein weißer Wagen mit Logo, der halb auf dem Gehweg stand. Zwei Männer in Arbeitskleidung diskutierten vor einem offenen Kofferraum, Karten in der Hand, als suchten sie nach etwas, das man nicht anfassen konnte.

Im Hausflur roch es nach Reinigungsmittel und kaltem Stein. Monika blieb vor den Briefkästen stehen. Rechnungen, Werbung, ein gelber Umschlag vom Amt für jemanden aus dem dritten Stock. Alles wie immer. Und doch wirkte es wie Post aus einer anderen Zeit.

In ihrer Wohnung stellte sie die Milch in den Kühlschrank. Sie tat es bewusst, langsam, als müsse sie sich selbst beweisen, dass es noch Orte gab, an denen Ordnung Sinn ergab. Dann setzte sie sich an den Küchentisch und legte das Handy vor sich hin, mit dem Display nach unten.

Sie zählte im Kopf. Nicht Geld. Schritte. Möglichkeiten.

Wenn es ein technisches Problem war, würde es gelöst werden. Das sagten alle. Technik war dazu da, repariert zu werden. Wenn es größer war – sie ließ den Gedanken nicht zu Ende gehen.